

René Descartes (31. März 1596 - 11. Februar 1650)

Drei Worte für das neue Denken

Nicht nur das Denken, sondern auch das Bewußtsein seiner Zeit hat er durch drei Worte revolutioniert: Mit seinem „Cogito ergo sum“ – „Ich denke, also bin ich“ – hat René Descartes einen endgültigen Trennungsstrich zwischen Glauben und Denken gezogen. Der kosmologischen Revolution von Kopernikus und Galilei folgt die erkenntnistheoretische Revolution des Descartes.

Am 31. März 1596 ist er in La Laye in der Touraine als Sohn eines Parlamentsrats geboren. Knapp 54jährig stirbt er an einer Lungenentzündung in Schweden. Auch über 400 Jahre nach seinem Geburtstag sind seine Gedanken nicht ausgedacht – ganz im Gegenteil: Der universelle Zweifel ist aktuell wie eh und je, und die cartesianische Ich-Gewißheit ist zu keinem Zeitpunkt so intensiv ventiliert worden wie in der Moderne. Der Existentialist beruft sich darauf ebenso wie der New Ager und der Scientologe. Professor Hans Heinz Holz von der Universität Groningen schreibt: „Es mag nützlich sein, sich der Wurzeln der Neuzeit zu vergewissern, um dieser Tollhausfiktion nicht auf den Leim zu gehen.“

Der Franzose Pierre Gassend, der Niederländer Huyghens, die Engländer Isaak Newton und Robert Boyle, zuvor aber schon die Italiener Leonardo da Vinci und Galileo Galilei, der Preuße Nikolaus Kopernikus und der Schwabe Johann Kepler haben der Naturwissenschaft eine neue Richtung gegeben: Sie bemühen sich, ihre Gesetze nicht mehr ausschließlich aus der Erfahrung oder dem Experiment abzuleiten, sondern versuchen eine metaphysische Begründung: Naturgesetze – so fordern sie übereinstimmend – müssen auch jenseits menschlicher Erfahrung, also allgemein oder transzendental, gelten. Der Aufbruch der Wissenschaft in die Moderne ist international, und auf die Begründung der modernen Naturwissenschaft im 16. Jahrhundert folgt im 17. Jahrhundert die Verarbeitung dieser neuen Erkenntnismethoden in philosophischen Systemen. Descartes' „Discours de la méthode“ soll richtungweisend werden bis ins 20. Jahrhundert.

Der Denker entstammt einem alten Adelsgeschlecht in der Touraine, ist von schmächtiger Gestalt und regem Geist. Auf der berühmten Jesuitenschule zu La Flèche fällt er durch gute Leistungen auf, aber was er dort lernt, befriedigt ihn zum größten Teil nicht. Nur die strenge Methode der Mathematik läßt er gelten. Das tote Buchstabenwissen, das ihm vermittelt wird, nervt den jungen Mann, der sich nun für zwei Jahre ins Pariser Gesellschaftsleben wirft. 1617 nimmt er im holländischen, 1619 im bayrischen Heer unter Tilly Kriegsdienste während des 30jährigen Krieges, kämpft um 1620 in Prag gegen den Winterkönig, dessen Tochter Elisabeth später seine Schülerin wird, kehrt 1625 für drei Jahre nach Paris zurück und verbringt dann zwei Jahrzehnte in Holland, das in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als einziges Land in beschränktem Maße Denk- und Religionsfreiheit gewährt. Dort veröffentlicht er in den Jahren von 1637 bis 1644 seine wichtigsten Schriften. Obwohl er nie ans Licht der Öffentlichkeit treten will, wird er von orthodoxen Kirchen sowohl aus dem katholischen als aus dem protestantischen Lager angefeindet. Sozusagen auf der Flucht vor Nachstellungen dieser Theologen kommt er nach Schweden, doch er verträgt das dortige rauhe Klima nicht.

Sein Denken ist kompromißlos: Nur was klar und deutlich, was einfach ist, gilt, und die analytische Methode gilt nicht nur für die Mathematik, sondern auch für die Philosophie und die Naturwissenschaften. Nie und nirgends in der Philosophie des christlichen Abendlandes ist mit solch einer Kompromißlosigkeit nach einer Erkenntnis gefragt worden, die frei ist von jeder fremdbestimmenden Autorität. Keine christliche Dogmatik, keine Offenbarung aus der Bibel, keine Gedanken der griechischen Klassiker haben Bestand vor dem rigorosen Fragen. Der „reine Verstand“ ist gefordert, der „aus dem Lichte der Vernunft allein entspringt“.

Vernunft – nicht Sinne. Denn die täuschen oft. „De omnibus dubitandum est“ – „An allem muß gezweifelt werden“. Sogar an der Mathematik. Denn selbst darin könnte ein mächtiger Dämon das menschliche Bewußtsein betrogen haben, argwöhnt Descartes.

Nein, letzte Gewißheit muß anderswo liegen, und Descartes findet sie im Verstande selbst, der sich als denkend erfährt: „Cogito ergo sum“ – „Ich denke, also bin ich“. Nur dies weiß ich durch meine unmittelbare Erfahrung, und dieses Wissen kann durch nichts erschüttert werden. Es ist das „reine“ oder „natürliche Licht“ der Vernunft, das nun klare und deutliche Vorstellungen ermöglicht.

Aber dieses Licht des Descartes hat nichts mehr mit dem scholastischen „Lumen naturale“ gemeinsam, das sozusagen der gemeinsame Nenner zwischen Gott und Mensch ist. Es ist ein analytisches Licht, das alles Störende ausfiltert. Arithmetik und Geometrie sind die Grundwissenschaft der Erkenntnis, und ihre Grundmethode ist die Verknüpfung von Größen. Diese Methode wird zur „Quelle aller Wahrheit“.

„Wer die Kette der Wissenschaften übersieht, dem wird es nicht schwerer erscheinen, sie insgesamt im Geiste zu beherrschen, als die Reihe der Zahlen zu behalten“, schreibt Descartes in sein Tagebuch. Deduktion rangiert vor Induktion, die Naturvorgänge laufen nach mechanischen Gesetzen: „Bei mir geschieht alles in der Natur auf mathematische Weise!“

Mathematik findet nach Descartes erst in der Naturerkenntnis ihre Erfüllung. Körper sind durch mathematische Merkmale wie Länge, Breite und Tiefe bestimmt, und ihre Elementarteilchen sind geometrische Begriffe – wie die Atome des griechischen Denkers Demokrit. Veränderung in der Natur ist Bewegung oder räumliche Umverteilung innerhalb des quantitativ gleichbleibenden Universums. Von hier aus ist es für Descartes durchaus legitim, sich Gedanken zu machen „über alle möglichen Welten, die Gott erschaffen könnte.“ Ein Mensch denkt über Gottes Möglichkeiten und Fähigkeiten nach? - Wenn der Mensch vordenkt, was Gott schaffen kann: Wozu braucht er ihn dann noch? Descartes formuliert nicht laut weiter.

Der Denker will sich mit der Kirche nicht anlegen, denn er kennt ihre Macht. So spricht er ab zu zu von einem „Lumen supranaturale“, und er hat sogar Platz für einen Gott in seinem Denksystem, aber nur als eine Art Deus ex machina, einen Alibi-Gott. Denn Natur erklärt sich für Descartes durch sich selbst und funktioniert nach den Gesetzen der Mechanik. Um in theologischer und traditionell-philosophischer Diktion mithalten zu können, bittet er sogar einen Freund um ein scholastisches Kompendium, da er seit 20 Jahren keinen Scholastiker mehr gelesen habe.

Nur um seinen Kritikern den Wind aus den Segeln zu nehmen und sein weiteres öffentliches Wirken zu sichern, versteigt sich der Denker zu dem Satz: „Ich verstehe jetzt unter der Natur nichts anderes als Gott selbst oder vielmehr die Ordnung, welche Gott in die geschaffenen Dinge gelegt hat.“ In seinem Gottesbeweis – erstmals seit Anselm von Canterbury versucht sich darin wieder ein Denker! – leistet sich Descartes eigentlich einen Fauxpas, der in sein System gar nicht paßt:

Angesichts meiner eigenen Unvollkommenheit und Abhängigkeit entwickle ich die Idee eines allervollkommensten und völlig unabhängigen Wesens, und schon daraus folgt Gottes Existenz. Denn als unvollkommenes Wesen könnte ich die Idee Gottes unmöglich fassen, wenn sie nicht von ihm selbst in mich gelegt wäre. Gott als unendliche Substanz im Gegensatz zur eigenen endlichen – ein Trostpflaster für die Theologie seiner Zeit. Descartes betont, daß sein erkenntnistheoretisches System ohne Gott auskommt, sagt aber: „Wenngleich ich nämlich nicht notwendig jemals auf irgendeinen Gedanken von Gott verfallen muß, so ist es dennoch, so oft es mir beliebt, an ein erstes und höchstes Wesen zu denken und seine Idee gleichsam aus der Schatzkammer meines Geistes hervorzuholen, notwendig, ihm alle Vollkommenheiten zuzuschreiben, wenn ich sie auch für jetzt nicht alle aufzähle oder auf die einzelnen achte. Und diese Notwendigkeit reicht völlig aus, um

später, wenn ich bemerke, daß das Dasein eine Vollkommenheit ist, richtig zu schließen, daß ein erstes und höchstes Wesen existiert.“

Bestimmend für den Menschen ist sein freier Wille, der allein das höchste Gut ist. Dieser freie Wille muß nach der Vernunft geregelt werden, doch aus Scheu vor weiteren Angriffen der Theologen und gleichzeitig wegen seines erkenntnistheoretischen Schwerpunktes hat Descartes keine umfassende Ethik geschrieben.

Der Kirche ist dieser Denker stets suspekt geblieben, und sie hatte gute Gründe für ihre Haltung: Denn Descartes kann keine Offenbarung, von der ja schließlich das Christentum lebt, zulassen. Das wäre ja eine grundsätzliche Fremdbestimmung des Geistes. Er kann auch keine Hoffnungen ins Jenseits fortschreiben, weil über dieses Feld Mathematik und Geometrie keine Aussagen treffen können. Deshalb schweigt Descartes zu diesen Themen – und macht sich damit des Atheismus verdächtig. Tatsächlich werden seine Lehren nach den Angriffen katholischer und protestantischer Orthodoxer zeitweise verboten. Auf dringende Bitten der Königin Christine von Schweden siedelt Descartes von Utrecht nach Stockholm über. Dort stirbt er am 11. Februar 1650.